

Analyse an? Welche Kriterien möchte sie ansetzen? Der interessierte Leser kann dazu weder in der Einleitung noch im Fazit eine Erklärung finden (auch wenn diese unzweifelhaft existiert). Eine Klärung wäre aber wichtig, schon allein um die Anforderungen an das Korpus nachvollziehbar zu machen.

Und noch etwas fällt insgesamt leider negativ auf: Vor allem zu Beginn des Buches erschweren zahllose Rechtschreib-, Grammatik- und Ausdrucksfehler die Lektüre. Auch die Qualität der Grafiken könnte oftmals sehr viel besser sein.

Fazit

Die Korpuslinguistik hat als Methode einen sehr großen Wert für die sprachwissenschaftliche Forschungstätigkeit. Umso trauriger ist es, dass ihr Potential oftmals ungenügend ausgeschöpft wird. Soll die Korpuslinguistik endlich (!) allgemein als vollwertige, linguistische Methode anerkannt werden, müssen sich ihre Anhänger intensiv und selbstkritisch mit den Vorwürfen (u. a. das planlose, unreflektierte Sammeln von Sprachdaten) der Gegenseite auseinandersetzen. Korpuslinguisten sollten immer bedenken, dass eine Korpusanalyse nicht die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit einem Thema ersetzt, sondern diese unterstützt, aber auch zu neuen Blickwinkeln führen kann.

Als Übersichtswerk über laufende korpuslinguistische Projekte ist das Kompendium sicher zu empfehlen. Als Vorbild für eigene Untersuchungen aber in vielen Fällen leider nicht!

Karen Lehmann (Kiel)

STEFFEN MARTUS / CARLOS SPOERHASE: *Praxeologie der Literaturwissenschaft*.

In: *Geschichte der Germanistik* 35/36, 2009, ISBN 978-3-8353-0547-2, S. 89-96.

Es ist keine neue Beobachtung, dass methodische Fragen oft erst dann substantiell reflektiert werden, wenn die entsprechende Methode in eine Krise oder einen Konflikt gerät (siehe DANNEBERG 2007: bes. 107ff.). Steffen Martus und Carlos Spoerhase sehen sich mit solch einer Krisensituation konfrontiert und nehmen diese zum Anlass, literaturwissenschaftliche Methoden mit *praxeologischem* Blick zu überprüfen. Dabei geht es ihnen nicht um den Nachweis der Theoriestabilität ihres eigenen Ansatzes etwa durch den Verweis auf seine interpretatorische Praktikabilität (was ebenfalls praxeologisch wäre). Vielmehr ist ihr nicht geringes Ziel, die Praktiken der Literaturwissenschaft als genuine Form der wissenschaftlichen Institutionalisierung herauszustellen. Diese konfliktäre nämlich mit den bildungspolitischen Umbauversuchen nach Bologna, womit nun auch die ursächliche Krisensituation genannt sei.

Einer knappen Rekapitulation der klar strukturierten Kernaussagen des Artikels soll eine konzise Kritik einzelner Argumente folgen, die sich besonders auf die von den Autoren vernachlässigte motivationale Dimension der Wissensaneignung konzentriert:

Praktiken sind oft unsichtbare, weil an *impliziten Normen orientierte Handlungsrouninen*. Sie werden in ihrer Relevanz häufig unterschätzt, obwohl sie den einzelnen akademischen

1 Kursivierungen und eingeklammerte Seitenzahlen im Haupttext verweisen auf übernommene Termini aus dem hier besprochenen Beitrag.

Disziplinen ihr *spezifisches Gepräge* verleihen (89)¹ und einen Großteil der *der akademischen Sozialisation und Enkulturation* einnehmen (91). Sie sind *notwendig* an die *persönliche Inkorporation* gebunden, *verdichten* sich zu einem eine *Lebensform* bestimmenden Habitus und lassen sich praxeologisch nur unter Berücksichtigung dieser *personalen Dimension* beschreiben (94). Das aktuelle Interesse der *Wissenschaftssoziologie* an diesen Prozessen bezieht sich auf *Könnerschaft*, die sich nicht in (über *Regeln*) *formalisierten Handlungsabläufen* ausprägt, sondern über *informelle Verhaltensroutinen* (90). Diese sind in ihrer *Vermittlung* ein Problem für die akademische Lehre, denn wissenschaftliche Praktiken funktionieren *projektförmig*, und zwar im *Modus der Antizipation* und Planung (93). Diese *Vorstrukturiertheit* wird bei der Wissensaneignung oft nicht *miteingeübt* (94). Die beschriebenen Prozesse sind überwiegend praktische *Sozialisierungsprozesse* und deshalb *übungs- und zeitaufwändig* (96). Die Bildungspolitik der letzten Jahre mit ihren *verkürzten Studiengangstypen* stellt hierfür jedoch *anscheinend nicht ausreichend Zeit zur Verfügung* (96).

Der bereits mit zahlreichen kritischen Argumenten aufgestellten Liste gegen die Verkürzung auch geisteswissenschaftlicher Studiengänge im Rahmen der Bolognaform fügen die Autoren somit ein neues, vielleicht das bislang klügste hinzu. Sie können plausibel machen, dass die wissensspezifische Vermittlungsarbeit literaturwissenschaftlicher Institute – und nur von diesen reden sie – vor allem darin besteht, über ihre institutionelle Funktion als *Sozialisationsraum* praxisgebundene Formen der zeitintensiven Aneignung *prozeduraler und impliziter* Wissensbestände zu ermöglichen. Wie der Artikel zeigt, sind die beiden Autoren selbst ein gutes Beispiel dafür, wie schwer einmal implizit angeeignetes Wissen und die motivationalen Beweggründe dieser Aneignung *ex post* bewusst gemacht werden können: Die Grundannahme ihres Beitrags folgt, getreu ihrer *eigenen* wissenschaftlichen Sozialisation, der zu einseitigen Prämisse, dass literaturwissenschaftliche Institute ihre Studierenden *gänzlich* als zukünftige Wissenschaftler ausbilden sollten. Daher rührt der Ehrgeiz einer möglichst vollständigen Vermittlung der Routinen akademischer Praxis. Die Zielvorstellung der Studenten bezüglich ihrer Ausbildung konfliktiert aber mit diesem Anspruch. Zwar beginnt bis 2007 immerhin jeder Dritte nach dem abgeschlossenen germanistischen Magisterstudium eine Promotion, aber nur etwa jeder fünfte beendet diese auch;² lediglich neun Prozent der Magisterabsolventen bekommen nach dem Studium eine Anstellung an der Universität und haben somit überhaupt längerfristig ‚Zugang‘ zu institutionellen Praktiken.³ Die Forderung der Autoren verliert deshalb nicht an Wichtigkeit, sie darf aber nur für eine Minderheit der Studierendenschaft erhoben werden. Für den Großteil hingegen ist eine akademische Ausbildung wünschenswert, die der (empirisch einigermaßen gut erfassten)⁴ Realität zukünftiger studentischer Arbeitswelten gerecht wird und nicht bloß der unzulässig

2 Zu den Bedingungen geisteswissenschaftlicher Promotionen (im Vergleich mit naturwissenschaftlichen) vgl. WILLAND (2009).

3 Vgl. BRIEDIS et al., bes. S. 45 und 84. Sie beziehen sich auf Abschlussjahrgänge von 1993-2007.

4 Für einen Überblick siehe die o.g. Studie von BRIEDIS et al., S. 45.

5 Für eine stärkere Ausrichtung der Universitäten auf die Berufsziele der Studenten argumentiert auch WEILER (2010).

vereinfachenden Gleichung folgt, dass ein Mehr an Zeit eine bessere Ausbildung bedinge.⁵ Diese Gleichung blendet den psychologischen Faktor der subjektiven Motivation gänzlich aus, der aber (gerade im *Modus der Antizipation*) über die generelle Disposition zur Aneignung von Routinen die je situationsgebundene Aufmerksamkeitsleistung erst ermöglicht, oder eben verhindert.⁶ Es ist also – neben den von den Autoren stark gemachten institutionalisierten Normen – von einem das motivationale Potential bestimmenden *Interesse* an den akademischen Lebensformen und Arbeitsnormen als Grundvoraussetzung der Aneignung entsprechender Routinen auszugehen. Dieses Interesse scheint sich bei den Studierenden anfänglich besonders auf das explizite Wissen (über bestimmte Texte / Genres / Epochen / Theorien) eines Faches zu beschränken (wohingegen die Routinisierung des *Umgangs* mit diesem Wissen dabei nur ein Nebeneffekt ist, der später ein der Disziplin adäquates Verhalten automatisiert und sichert). Exemplarisch verdeutlicht die mit dem Interesse verknüpfte und stärker zu betonende subjektive *Motivation* etwa die Folgenlosigkeit der durch Bologna strukturell umgesetzten Möglichkeiten des zeitweiligen Studienortwechsels innerhalb des ‚gemeinsamen europäischen Hochschulraumes‘, beispielsweise für Auslandssemester. Dass die Zahlen international mobiler Studenten zeitweise sogar rückläufig waren, ist nicht bloß bedingt durch das strukturelle Phänomen einer stärkeren Ausdifferenzierung der Studiengänge und ihrer somit immer komplexer werdenden Vergleichbarkeit, sondern ebenso durch die je individuelle Einschätzung der chronisch raren Lernzeit infolge einer zu knapp bemessenen Regelstudienzeit.⁷

Nicht weniger problematisch ist aus motivationspsychologischer Perspektive, dass für den Großteil der Studenten – nämlich derjenigen, die in die nicht-akademische Arbeitswelt einzutreten planen – viele der akademischen Routinen irrelevant sind. Es muss folglich von einer zumindest partiell inadäquaten Ausbildung gesprochen werden, die wiederum einen negativen Effekt auf die Motivation der Studierenden hat, sich die von den Universitäten geforderten Routinen überhaupt anzueignen.⁸ Die von Bologna initiierte stärkere Differenzierung der Studiengänge im Studienverlauf ist für eine angemessene Ausbildung förderlich, wenn man sich an den Zahlen der Studienabschlüsse orientiert und die Universität als berufsvorbereitende Institution verstehen möchte. Freilich nennen die beiden Autoren aber zu Recht gute Gründe, dies

6 HECKHAUSEN/HECKHAUSEN (2009) setzen für Motivation ein zeitstabiles Moment der Persönlichkeitsdisposition (z. B. das Leistungsmotiv) voraus, das in einer Situation angeregt wird und u. a. auch volitionale Vorgänge impliziert. Zum soziologischen Dispositionsbegriff siehe die ‚klassischen‘ Normtheorien, bes. Parsons. Dieser arbeitete mit *pattern variables*, revidierte dieses Konzept aber zugunsten des AGIL-Modells, siehe daher die späte Studie PARSONS/PLATT (1990: bes. 25ff.).

7 Wie die Erasmusstatistiken der Europäischen Kommission zeigen (<http://ec.europa.eu/>), haben sich die Gesamtzahlen der im Ausland studierenden deutschen Studenten zwischen 2004 und 2007 nur unwesentlich verändert; unter den Studenten der ‚Languages and Philological Sciences‘ ist 06/07 ein leichter Rückgang festzustellen. Neuere Zahlen des HIS nennt BALZTER (2010). Ihnen zufolge wurde für die Bachelor- und Masterstudiengänge ein „deutlich geringeren Anteil von Studenten mit Auslandsaufenthalt“ festgestellt. Balzter begründet dies vor allem mit dem erhöhten Planungsaufwand durch die Modularisierung und fordert dezidiert die Verlängerung der Regelstudienzeit.

8 Vgl. PARSONS (1975: 24): „Das wichtigste funktionale Problem hinsichtlich des Verhältnisses des sozialen Systems zum Persönlichkeitssystem involviert lebenslanges Lernen, Entwickeln und Aufrechterhaltung einer adäquaten Motivation zur Partizipation.“

nicht zu tun, was allerdings immer zum Nachteil derer ist, die sich nach dem Sozialisationsraum „Universität“ an einen anders funktionierenden Sozialisationsraum gewöhnen müssen.

Generell ist es ein Zeugnis (auch moralisch) problematischer Ökonomisierungsstrategien des Staates, dass er die Ausbildungszeit seiner Bürger verkürzt, obwohl diesen statistisch immer mehr Lebenszeit (und somit dem Staat mehr Arbeitszeit) zur Verfügung steht. Aus praxeologischer Perspektive ist die geforderte Verlängerung der Studiendauer sinnvoll, wenn sie den motivationalen Potentialen der Studenten angemessen ist. Das bedeutet, dass Universitäten nicht bloß mehr Zeit für die Routinisierung der *institutionell* gewünschten Praktiken zur Verfügung stellen müssen, sondern darüber hinaus den divergierenden Zielen der *Studenten* gerecht werden sollten. Den ersten wichtigen Schritt dorthin haben Steffen Martus und Carlos Spoerhase getan, indem sie der allgemeinen Betriebsblindheit gegenüber den Negativveränderungen durch Bologna entgegenzuwirken versuchen. Sie argumentieren gegen eine auf die Aneignung lediglich *expliziter* Wissensformen ausgelegte Reform, indem sie verdeutlichen, dass diese Wissensbestände zumindest in der Literaturwissenschaft nur dann adäquat angeeignet werden können, wenn der Routinisierung des fachspezifischen Umgangs mit ihnen Zeit gegeben wird. Die Praxeologie hat sich hierfür als adäquate ‚Hilfswissenschaft‘ bewährt und der Kritik an wissenschaftspolitischen Umbauversuchen ein neues Argumentationsfeld eröffnet. Allerdings ist damit das produktive Potential der Praxeologie bei Weitem noch nicht ausgeschöpft. Ein genauer Blick zurück in die Fachgeschichte⁹ – ganz so, wie es die Praxeologie selbst vorschlägt – kann dem der heutigen Literaturwissenschaft durchaus weiterführende Perspektiven (wieder)eröffnen.¹⁰ Was dabei aus fachimmanenter Sicht wie eine praxisorientierte Legitimationsstrategie der eigenen Arbeit klingt, kann jedoch aus der Fremdperspektive gerade in ihr Gegenteil verkehrt werden: in ein Argument für die inadäquate Ausbildung der meisten Studenten des Faches. Die strategische und öffentlichkeitswirksame Einsetzung der Praxeologie im Kontext der Bildungspolitik sollte also gut überlegt sein.

Marcus Willand (Berlin)

Literaturverzeichnis:

- BALZTER, Sebastian (2010): Fallstricke vor dem Auslandssemester. FAZ.NET (14. 5.2010).
 BOURDEAU, Louis (1982): *Théorie des sciences. Plan de science intégrale*. Paris: Germer Baillière.
 BRIEDIS, Kolja/FABIAN, Gregor/KERST, Christian/SCHAEPER, Hildegard: Berufsverbleib von Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftlern.
 URL: http://www.his.de/pdf/pub_fh/fh-200811.pdf [9. 8. 2010]

9 Die jüngste Wissenschaftstheorie scheint ihre eigene, fast hundertjährige praxeologische Forschungstradition gänzlich zu übergehen und (re-)formuliert so Erkenntnisse, die teilweise schon seit den späten 1950ern Tadeusz Pszczołowski und anderen Praxeologen bekannt waren (vgl. überblicksartig PSZCZOŁOWSKI 1987). Die Anfänge der Praxeologie gehen zurück bis ins 19. Jahrhundert und BOURDEAU (1882). Der Bezug auf die eigene Wissenschaftsgeschichte scheint im Initiationsstreben der Verfechter des *practical turns* übergangen worden zu sein, obwohl diese für heutige Forschungsfragen durchaus Antworten bereit hält, wie u. a. auch anhand genannten Berücksichtigung subjektiver Motivationen deutlich gemacht werden konnte (siehe hierzu schon PSZCZOŁOWSKI 1987: 346).

10 Das Themenheft „Standards and Norms of Literary Studies“ des *Journal of Literary Theory* (5/2) geht mit seiner Reflektion der fachinternen Standards und Normen einen ersten Schritt in diese Richtung, wobei die dort versammelten, stark divergierenden Reflektionen in einem nächsten Schritt systematisiert werden müssen.

- DANNEBERG, Lutz (2007): Dissens, *ad-personam*-Invektiven und philologisches Ethos in der Philologie des 19. Jahrhunderts: Wilamowitz-Moellendorff *contra* Nietzsche. In: Kontroversen in der Literaturtheorie – Literaturtheorie in der Kontroverse. Hrsg. v. Ralf Klausnitzer u. Carlos Spoerhase. Bern et al.: Lang, S. 93-147.
- HECKHAUSEN, Jutta/HECKHAUSEN, Heinz (Hrsg) (2009): Motivation und Handeln. Heidelberg: Springer.
- PARSONS, Talcott (1975): Gesellschaften. Evolutionäre und komparative Perspektiven. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- PARSONS, Talcott/PLATT, Gerald M. (1990): Die amerikanische Universität. Ein Beitrag zur Soziologie der Erkenntnis. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- PSZCZOŁOWSKI, Tadeusz (1987): Die Praxeologie von Tadeusz Kotarbiński und ihre Fortsetzung: In: Handbuch pragmatischen Denkens, Band II: Der Aufstieg pragmatischen Denkens im 19. & 20. Jahrhundert. Hrsg. v. Herbert Stachowiak. Hamburg: Meiner, S. 333-357.
- WEILER, Hans N. (2010): Vom klugen Umgang mit der Bologna-Reform. FAZ.NET (13.5.2010).
- WILLAND, Marcus (2009): Methode als Krisensymptom – Promovieren in Deutschland: Ein Problembericht In: Mauerschau 2/4 (2009), S. 7-28.

JOST SCHNEIDER (Hrsg.): Methodengeschichte der Germanistik. Unter redaktioneller Mitarbeit von Regina Grundmann (de Gruyter Lexikon). Berlin/New York: de Gruyter, 2009, ISBN 978-3-11-018880-6, 794 S.

Wie müsste eine Methodengeschichte der Germanistik aussehen? Das von Jost Schneider herausgegebene „Nachschlagewerk“ (S. 12) begegnet dieser Frage mit der herausragenden Kompetenz von mehr als 30 Artikeln zu unterschiedlichsten Ansätzen der germanistischen Disziplin: Dokumentiert werden deren theoretisch-methodische Grundlagen von der Vor- und Frühphase über die Ära als Nationalphilologie und die geistesgeschichtliche Epoche bis hin zum Methodenpluralismus der 1960er und 1970er Jahre und dem Stand der Dinge in der Gegenwart. Mit Blick auf die ihr zugrunde liegenden Ansätze zeichnet sich die Germanistik mithin vor allem durch eines aus: durch ihren Pluralismus – und zwar sowohl in diachroner als auch in synchroner Hinsicht. Der Band wird diesem Umstand erstmals in beeindruckender Weise gerecht.

Die Gründe dafür liegen zum einen in der ausgewiesenen Expertise der beteiligten Wissenschaftler. Zum anderen trägt die konzeptionelle, hochreflektierte Ausrichtung des Handbuchs zu einem überaus gelungenen Blick auf die theoretisch-methodischen Grundlagen der Germanistik bei. So wird nicht bereits im Vorhinein zwischen Theorien, Methoden, Paradigmen etc. differenziert. In einem umfassenden Sinne werden vielmehr all diejenigen germanistisch relevanten Ansätze vorgestellt, „die zumindest von bestimmten wissenschaftstheoretischen Positionen aus [...] als Methoden wahrgenommen und bezeichnet worden sind“ (S. 2). Dass dabei nicht von einer „Dominanz der Neugermanistik“ (S. 3) ausgegangen wird, sondern Linguistik wie Mediävistik neben Literaturwissenschaft gleichermaßen Berücksichtigung finden, zeichnet den Band zudem aus und hebt ihn von vergleichbaren Überblicken über Theorien und Methoden der germanistischen Literaturwissenschaft (oder Linguistik oder Mediävistik) ab.

Thematisiert werden so unterschiedliche Ansätze wie Alteritätsforschung und Editions-wissenschaft, Intertextualitätsforschung, Kulturwissenschaften und Mentalitätsgeschichte,

Semiotik, rassistische Germanistik und New Criticism. Der Aufbau der Artikel, die alphabetisch angeordnet sind und zwischen 15 und 40 Seiten umfassen, richtet sich dabei nach einem festgelegten Schema und verknüpft Wissensaspekte mit organisationellen Fragen der disziplinären Bedeutung eines theoretisch-methodischen Ansatzes: Einer Definition von ein bis zwei Seiten folgt eine ausführliche Beschreibung im Hinblick auf zentrale Fragestellungen, Prämissen, Analyseverfahren und Anwendungsbereiche. Ein Abschnitt zu institutionengeschichtlichen Aspekten skizziert Entstehungskontexte, wichtige Repräsentanten, Feindbilder und gegebenenfalls Umstände des Niedergangs. Zwei weitere Abschnitte stellen wichtige Publikationen vor beziehungsweise ordnen den jeweiligen Ansatz fachgeschichtlich ein. Eine kommentierte Auswahlbibliographie gibt Hinweise zur weiteren Lektüre und schließt jedes Kapitel ab. Auch wenn die Strukturierung in sich überaus plausibel und sowohl der ersten Orientierung als auch der gezielten Recherche sehr dienlich ist, stört es nur in Einzelfällen, dass die Vorgaben nicht immer konsequent durchgehalten beziehungsweise an der ein oder anderen Stelle sehr frei interpretiert werden. So überrascht etwa **Uwe Bocks** durchaus informativer Beitrag im Abschnitt über Fachgeschichte mit einem Blick in die Zukunft des Gegenstands der eigentlich zu verhandelnden „Intermedialitätsforschung“.

Die Qualitäten des in der Reihe *de Gruyter Lexikon* erschienenen Bandes liegen denn auch vor allem jenseits seines systematischen Charakters: Die einzelnen hoch informativen Artikel haben zwar auch, aber eben nicht nur den Status von Lexikon-Einträgen – wie die Reihenzuordnung vermuten ließe. Die Artikel des Handbuchs verschaffen dem Leser nicht nur einen prägnanten und informativen Überblick über die theoretisch-methodischen Grundlagen der Germanistik, sondern bieten zudem auch hervorragende Einführungen sowohl in zentrale Fragestellungen und Prämissen als auch in institutionengeschichtliche Kontexte und wissen beides im Idealfall miteinander gewinnbringend zu verknüpfen. Als Leuchttürme genannt seien an dieser Stelle **Markus Jochs** Überblick über „Literatursoziologie/Feldtheorie“, **Rolf Parrs** Darstellung der „Diskursanalyse“ und **Natalie Binczeks** Artikel zur „Systemtheorie“. Nicht zuletzt vor diesem Hintergrund steht daher außer Frage, dass es sich bei dem von **Jost Schneider** herausgegebenen Nachschlagewerk um ein zukünftiges Standardwerk in Sachen Methoden und Theorien der Germanistik handelt.

David-Christopher Assmann (Bonn/Firenze)